

Stadt Lüneburg

Krüger, Franz

Hannover, 1906

Einleitung

[urn:nbn:de:hbz:466:1-95596](#)

Einleitung.

Literatur: U. F. C. Manecke, „Kurze Beschreibung und Geschichte der Stadt Lüneburg“, 1816, mit guter Übersicht der älteren Literatur (Neudruck des Werkes in desselben Verfassers „Topographisch-historische Beschreibungen der Städte, Aemter und adelichen Gerichte im Fürstenthum Lüneburg“, 1858, S. 1—114); Jürgens, „Geschichte der Stadt Lüneburg“, Hannover 1891, mit Literaturverzeichnis für die Zwischenzeit und Quellennachweis S. 116 ff.; Görges, „Geschichte der Stadt Lüneburg“ (Führer durch Lüneburg und Umgebung, neueste Auflage 1905). Im übrigen wird für die Angabe der Quellen und Literatur auf die nachfolgenden baugeschichtlichen Einführungen verwiesen.

Die Stadt Lüneburg ($53^{\circ} 15'$ n. Br., $10^{\circ} 25'$ östl. L. v. Gr.) liegt 17,25 m (Marktplatz) über dem Meeresspiegel an der schiffbaren Ilmenau, einem linken Nebenfusse der Elbe, der etwa 18 km oberhalb Hamburgs in den Strom einmündet. Knotenpunkt der Bahnen Hamburg-Frankfurt a. M. und Berlin-Bremerhafen, Ausgangsstation der Bahnen nach Lübeck und Bleckede. Lüneburg ist Sitz einer Königlichen Regierung, deren Verwaltungsbezirk mit den Grenzen der früheren Landdrostei bzw. des ehemaligen Fürstentums zusammenfällt, eines Landratsamts für den Landkreis Lüneburg, eines Landgerichts, einer Eisenbahn-Betriebsinspektion und einer Landesbauinspektion; Standort des 2. Hannoverschen Dragoner-Regiments Nr. 16; Provinzial-Heil- und Pflege-Anstalt; Solbadeanstalt. Kirchen: 3 evangelische, 1 katholische, 1 Synagoge. Schulen: Johanneum (Gymnasium und Realgymnasium), Schullehrerseminar, Präparandenanstalt, Höhere Mädchenschule mit Lehrerinnenseminar, Mittelschule, Heiligengeistschule I, II, III, Schule der römisch-katholischen Gemeinde, der israelitischen Gemeinde, Handelsschule, Gewerbliche Fortbildungsschule, Landwirtschaftliche Kreiswinterschule, Provinzial-Hufbeschlag-Lehrschmiede. Einwohnerzahl am 1. Dezember 1900: 24 693, davon evangelisch 23 603, katholisch 873, Juden 130, nach dem vorläufigen Ergebnis der Volkszählung am 1. Dezember 1905: 26 554 Einwohner.

Der Name Lüneburg (älteste Schreibweise „Luniburg“, „Lhiuniburg“), in Geschichte, seiner Stammsilbe noch nicht hinreichend erklärt, sagt uns zuverlässig das eine, daß die Stadt gleich vielen blühenden Gemeinwesen, deutschen und außerdeutschen, einer Burg ihre Entstehung verdankt. Der „Kalkberg“, der diese Burg trug, ist noch in seiner jetzigen Trümmergestalt ein Naturdenkmal vornehmster Art. Aus den mächtigen Ablagerungen einer jüngeren Gletscherwelt, aus denen die ganze norddeutsche Tiefebene sich aufgebaut hat, ragt seine Zechsteinkuppe als Stück des Urgebirges der Landschaft, ein gewachsenes Monument, empor. Seit streitbare Männer ihn erschauten, muß der Kalkberg mit seinen jähnen Hängen einen Zufluchtsort für kriegerische Tage

geboten haben, und wenn die Sage seine Höhe mit der Verehrung eines Götzenbildes in Zusammenhang bringt, so hören wir daraus einen Nachklang alt-germanischer Zeit, der uns verrät, daß der Berg auch als vorchristliche Kultstätte Bedeutung hatte.

Die Erbauung der Lüneburg, eines festen Schlosses auf dem Platze der alten, bis dahin vermutlich nicht ständig bewohnten Volksburg, wird Hermann Billung zugeschrieben, der als Markgraf und Herzog von Sachsen auf dem Kalkberge seinen Herrensitz nahm und in unmittelbarer Nähe, noch innerhalb der Burgmauern, ein Benediktinerkloster zu Ehren des Erzengels Michael gründete. Die älteste Urkunde des Klosterarchivs, vom 13. August 956, nennt zum ersten Male den Namen Lüneburg und ist für die Anfänge der Stadt auch in anderer Hinsicht bemerkenswert. Auf Fürbitte des Markgrafen gibt König Otto I. dem jungen Kloster seine Huld zu erkennen, indem er ihm den Zoll bei der Lüneburg, „der aus den Salinen gewonnen werde“, zum Geschenk macht.

Siedlung und Sülze, in ihrer Geschichte kaum zu trennen, zeigen sich schon bei ihrer ersten Begegnung miteinander vereint. Die Zechsteinbildung, wie sie im Kalkberge zutage tritt, setzt sich in unterirdischen großen Steinsalzlagern fort, und ihnen entspringt eine starke Solquelle, deren Ausbeute, mehr oder weniger kundig, gewiß schon manches Jahrhundert im Schwange war, bevor der Salzzoll vom Könige verschenkt wurde. Die Burg mit ihrem Schutze und die Sülze mit ihrem Gewinn — zwei treffliche Lebensbedingungen für eine aufstrebende Bevölkerung, deren Machtbereich freilich mit Naturnotwendigkeit bis zu der wichtigen Wasserstraße, der nahen Ilmenau (Elmenouwe), nach Osten vorgeschoben werden mußte. Eine alte Gohbrücke überspannte den Fluß, dort lag auch eine größere Ansiedelung, der Ort Modestorpe, seit Errichtung des Bistums Verden Stätte einer Taufkirche und eines Archidiakonates. Die Verschmelzung Lüneburgs mit Modestorf vollzog sich, wie wir glauben dürfen, alsbald nach der Zerstörung Bardewiks durch Heinrich den Löwen (1189), wie denn der Untergang dieses älteren, angesehenen Handelsplatzes Lüneburg von einer allzu nahe wohnenden, unbequemen Nebenbuhlerin befreite.

Die jenem Ereignisse voraufgehende Überlieferung ist für die Geschichte der Stadt wenig ergiebig. Die Billunger Herzöge, vielfach als Herzöge von Lüneburg bezeichnet, blieben ihrem Hochsitz auf dem Kalkberge bis über den Tod hinaus getreu und ließen sich in der Klosterkirche von St. Michael beisetzen; während ihrer Lebenszeit hatten sie und ihre welfischen Nachfolger um das angestammte Schloß manch heißen Strauß zu bestehen. Das Ilmenaugebiet bildete die Grenze zwischen den Sachsen und Wenden und mußte schon deshalb beständig feindlichen Überfalls gewärtig sein, und nicht minder gefährlich als die Bedrohungen von dieser Seite war ein Anschlag König Heinrich IV., dem es im Juli 1071 gelang, die Lüneburg, obschon nur für wenige Wochen, mit einem Aufgebot auserlesener schwäbischer Ritter zu besetzen. Aus den Jahren 1134 und 35 wird berichtet, daß Kaiser Lothar wiederholt in Lüneburg weilte; nicht lange darauf eroberte Albrecht der Bär im Kampfe gegen die Welfen das Sachsenland, indem er sich ebenfalls des Castrums auf dem Kalkberge, von dessen Besitz die Herrschaft Lüneburg abhing, vorübergehend bemächtigte (1139).

Heinrich des Löwen lange Regierungszeit hatte für die Entfaltung der Stadt, wo der Herzog mit Vorliebe Hof hielt und die Großen des Landes um sich versammelte, unschätzbare Bedeutung, ging doch die Fürsorge des Fürsten soweit, daß er die Schließung einer Saline in Oldesloe durchsetzte, weil die Lüneburger sich über deren Konkurrenz bei ihm beklagt hatten. Jüngere Chronisten sagen geradezu, daß Lüneburg erst durch den großen Welfenherzog aus einem Dorfe zur Stadt erhoben worden sei, eine Behauptung, die zwar den Tatsachen keineswegs entspricht, denn schon im Jahre 959 wird Lüneburg urkundlich eine Stadt genannt, und in gleich zuverlässiger Weise erzählt Thietmar von Merseburg zum Jahre 1013 von einem gewaltigen Erdrutsch, der „die Stadt“ heimgesucht habe.

Es ist bekannt, daß Herzog Heinrich nach der Zertrümmerung seiner Herrschaft durch Friedrich Barbarossa auf seine Eigengüter beschränkt wurde und Kaiser Friedrich II. in einem Reichslehnsbriefe von 1235 eben diese Allode, das Castrum Lüneburg und die Stadt Braunschweig, mit dem gesamten Zubehör an Land und Leuten zu einem Herzogtum verschmolz. Eine Teilung des Territoriums trat im Jahre 1267 ein, und Lüneburg war fortan die Hauptstadt eines besonderen, gleichnamigen Fürstentums. Die Herzöge residierten im alten Billungerschlosse auf dem Kalkberge, und die Stadt hatte nur Nutzen davon, denn wie Otto das Kind war der ganze Alt-Lüneburgische Zweig des Welfenhauses stadtfeindlich. Eine lange Reihe herzoglicher Verfassungs- und Handelsprivilegien förderte die Selbstverwaltung der Gemeinde und ihren Wohlstand, und die Schrecknisse des Pestjahres 1350 wurden unter dem „gar gnädigen Regimenter“ Wilhelm des Edlen schnell verwunden. Bezeichnend dafür ist es, daß die Zahl der Neubürger in den drei nächstfolgenden Jahren eine in drei Jahrhunderten einzig dastehende Höhe erreicht hat. Nur zu bald sollte die friedliche Entwicklung der Stadt ein Ende nehmen. Herzog Wilhelm starb auf der Lüneburg im November 1369 ohne männlichen Nachwuchs. Er hatte zu seinem Mitregenten und Nachfolger den Junker Magnus aus der braunschweigischen Linie seines Geschlechts ernannt und durch diese Anordnung die Ansprüche seines Tochtersohnes Albrecht von Sachsen-Wittenberg mißachtet, obgleich dieser von seinen Oheimen, den Kurfürsten Rudolf und Wenzel, vor allem aber von Karl IV. unterstützt wurde. Die Bürgerschaft Lüneburgs hatte dem Braunschweiger gehuldigt, nicht aus Nachgiebigkeit, sondern im vollen Bewußtsein ihrer für die Erbfolge ausschlaggebenden Haltung nur gegen schwerwiegende Zugeständnisse. Alle die teuer erkauften Privilegien, die die Grundlage bildeten für das Emporblühen der Stadt, mußte Magnus anerkennen und bestätigen. Aber schon in den ersten Monaten des neuen Regiments kam es zwischen Magnus und dem Lüneburger Rat zum Konflikt. Der Herzog hatte in einer Fehde mit Mecklenburg den kürzeren gezogen und wollte sich am Lüneburger Salinbesitz mecklenburgischer Prälaten schadlos halten. Dazu versagte der Rat, der die Verantwortung für das Sülzwesen längst zu seinen wichtigsten Obliegenheiten zählte, die Einwilligung, habe doch Magnus selber es verbrieft, daß jedermanns Gut auf der Saline unangefochten bleiben solle. Der Herzog dachte den Eigenwillen seiner Untertanen bald zu brechen und war in seinen Maßnahmen weder zaghafte noch wählerisch. Nach einem vergeblichen Versuche, die Stadtgemeinde gegen ihre Obrigkeit aufzuhetzen, und einem mißlungenen

Anschlage auf einige Mitglieder des Rates forderte er zur Beschwichtigung seines Unmutes ein ungeheures Sühnegeld. Darauf zwang er den Rat, die Schlüssel zu den Toren und Türmen der Stadt herauszugeben, und besetzte diese Werke so lange, bis im August 1370 Rat und Bürgerschaft auf alle in den letzten Jahren von ihm und Herzog Wilhelm erwirkten Freiheiten und Gerechtigkeiten förmlich verzichteten. Das schirmende Kalkbergschloß wandelte Magnus in eine Zwingveste um. Er nahm eine starke Besatzung auf, beschaffte Wurfgeschütze und Kriegsmaschinen, ließ das Burgtor schließen und nutzte sogar den Giebel der Klosterkirche zu einem Angriffswerk, indem er Erker für Geschosse und Armbrüste daran anbrachte.

Eins war nach solchen Vorgängen gewiß: gelang es Magnus, sich gegen die Ansprüche der Sachsen-Wittenberger in seiner Herrschaft zu behaupten, so war es um die gesunde Fortentwicklung der Stadt Lüneburg vorerst geschehen.

Während nun der Rat darauf denken mußte, die Teilzahlungen des Sühnegeldes beizubringen, kamen verschärfte Erlasse des Kaisers mit der Mahnung, dem Braunschweiger Herzoge, der den sächsischen Fürsten widerrechtlich ihr Land vorenthalte, zu entsagen und vielmehr Letzteren, als den rechten und natürlichen Erbherren, zu huldigen. Die kaiserlichen Mandate trafen den Rat in der empfänglichsten Stimmung. Herzog Magnus hatte seine Gewalt mißbraucht; die Entwindung der städtischen Gerechtsame konnte leicht als offener Treubruch aufgefaßt werden, der die Stadt ihrerseits aller Verpflichtungen gegen den tyrannischen Herrn enthob. Um ganz sicher zu gehen, hielten die Ratmannen eine Umfrage bei rechtsverständigen Herren und Männern; erst als die Antworten dahin lauteten, die Lüneburger möchten auf des Kaisers Gebot mit Ehre und mit Recht den Herzog Magnus verlassen, tat der Rat unter kluger Benutzung von Zeit und Umständen den entscheidenden Schritt. Er sandte eine Botschaft an die Schützlinge des Kaisers und knüpfte Verhandlungen darüber an, wie Jene sich zu den Privilegien der Stadt stellen würden, wenn ihnen die Herrschaft Lüneburg zufalle. Das Entgegenkommen der sächsischen Herzöge war außerordentlich groß und zeigt am deutlichsten, wie hoch sie die Stellungnahme der Landeshauptstadt für die bevorstehenden Kämpfe um die Erbfolge einschätzten. Unter den Zugeständnissen, die am 6. Januar 1371 in Wittenberg urkundlich festgelegt wurden, und die eine neue Epoche in der Geschichte der Stadt bezeichnen, befand sich die „besondere Gnade“, daß das Haus und die Burg zu Lüneburg von Rat und Bürgerschaft gebrochen und auf dem Kalkberge in ewigen Zeiten keinerlei Bau oder Wohnung wieder errichtet werden dürfe.

Wie ernst es mit diesem Vorhaben gemeint war, erwies sich wenige Wochen später. Am 31. Januar schickte der Lüneburger Rat an Magnus, der sich in Celle aufhielt, einen Absagebrief. Am folgenden Abend, dem Abend vor Lichtmeß, pflegte die Einwohnerschaft Lüneburgs die Vesperandacht in der Michaeliskirche zu besuchen, weil dort zu Ehren des Reinigungsfestes Mariä reiche Ablaßverleihungen zu gewinnen waren. In diesem Jahre nun ordnete der Rat an, daß in der Schar der Frauen und Jungfrauen, als Mägde verkleidet, bewaffnete junge Burschen einhergehen, und daß sich gleichzeitig die

Bürger unauffällig zu zweien oder dreien einfinden sollten, mit voller Rüstung unter ihren weiten Mänteln. Eine kleine Gruppe erhielt den Auftrag, unter irgend einem Vorwand an der oberen Schloßpforte Einlaß zu erbitten, den Pförtner sogleich niederzumachen und, verstärkt durch die nachdrängende wehrhafte Menge, die Burg zu besetzen. Die List gelang. Das oberste Haus wurde schnell besetzt, der Schloßhauptmann erschlagen und die Besatzung entwaffnet. Nach Erzählung des Chronisten kam in der Nacht darauf ein Bote des Herzogs Magnus am Fuße des Kalkberges an. Er machte sich durch Zuruf bemerkbar, um den Burghauptmann vor einem Überfall der Lüneburger zu warnen und ihm für den nächsten Tag Entspannung anzukündigen. Aber die höhnende Antwort gab ein Bürgerposten mit Steinwurf und Büchsenschuß. Da schrie der Bote klagend auf „o wehe, o wehe, vorlaren is de crone der herschop van Luneburch“!

Der Einnahme des Schlosses folgte unverzüglich die Zerstörung bis auf den Grund, und für Herzog Magnus bedeutete der Verlust der Landeskrone in der Tat den Verlust seiner Lüneburger Herrschaft. Aber langwierige Kämpfe waren zu bestehen, ehe das Fürstentum zum Frieden gelangte. Der Braunschweiger gab keinen Augenblick die Hoffnung auf, die abtrünnige Hauptstadt wiederzugewinnen. Nach Verlust des Kalkberges zog er sich in sein Stammland zurück, um hinreichende Streitkräfte zu sammeln, indes Herzog Albrecht seinen dauernden Aufenthalt in Lüneburg nahm und dort seitens der Bürgerschaft tatkräftige Hilfe fand. Die Geldmittel des jungen Fürsten waren nur gering, und die ganze Last des Krieges fiel eigentlich der Stadt allein zu. Wenn es galt, Bundesgenossen zu werben, Söldnertruppen zu mieten, Besatzungsmannschaften auszurüsten und zu verpflegen: immer mußte der Lüneburger Rat aushelfen, und die städtischen Finanzen haben unter den Folgen dieser übergroßen Inanspruchnahme lange Jahrzehnte schwer gelitten.

Magnus sorgte dafür, daß er nicht vergessen wurde. Eine Abteilung seines Heeres drang am 22. März bis in die nächste Nähe Lüneburgs vor und brannte fast das ganze Bardewik nieder, und daß man sogar nach dem Abschluße eines Waffenstillstandes, der bis zum Martinsfeste dauern sollte, vor seinen Anschlägen auf der Hut sein mußte, bewies die Gefangennahme einer Kriegsschar von 60 Mann, die im Dienste Lüneburgs gekämpft hatte und an Braunschweig vorüber in ihre Heimat Meißen zurückkehren wollte.

Am 13. Oktober erließ Karl IV. gegen Herzog Magnus die Reichsacht, und schon waren Truppen ausgerüstet, um unter kaiserlichem Banner gegen den Geächteten vorzurücken. Schmerzlicher als je mußte der Herzog in dieser Notlage den Verlust Lüneburgs empfinden. Wie, wenn es ihm glückte, die wohl befestigte Stadt unversehens wieder in seine Gewalt zu bringen! Der Herzog von Sachsen hatte sich entfernt, vielleicht war die Stadt wegen der Waffenruhe ohnehin weniger geschützt, ein kecker Gewaltstreich möchte, wenn überhaupt, gerade jetzt gelingen. Es ist nicht überliefert, von wem der Plan, Lüneburg nächtlicher Weile zu überrumpeln, ausgegangen ist. Magnus nahm persönlich an dem Abenteuer nicht teil. Daß aber die Vorbereitung und Durchführung des wohlbedachten Unternehmens nur mit seiner stillschweigenden oder ausdrücklichen Billigung erfolgen konnte, unterliegt keinem Zweifel. Der Bruch

des Waffenstillstandes ist nicht eben hart zu beurteilen. Die Lüneburger Bürgerschaft steckte wegen der Niederreißung des Michaelisklosters, das mit der Herzogsburg ein gleiches Geschick hatte teilen müssen, im Kirchenbanne, und diese Erwagung hätte auch ängstliche Gewissen beruhigt.

Es war in der Nacht vom 20. auf den 21. Oktober, am Kalendertage der Heiligen Ursula und der Elftausend Jungfrauen, als ein Corps von 6 bis 800 gewappneten Rittern und Knechten sich in der Niederung zwischen Kalkberg und Sülze, im Westen der Stadt, zusammenfand. Alle die Reisigen waren Anhänger des Herzogs Magnus, viele aus den vornehmsten Adelsgeschlechtern des Landes. Die Stadt war durch Wälle befestigt, aber gerade in der Mitte zwischen Kalkberg und Sülze, wo ein kleiner Bach, die Gumma genannt, in die Stadt einmündet, scheint der Wallgürtel, auch in späterer Zeit noch, durch einen Einschnitt unterbrochen gewesen zu sein. Am Festungsturm Fredeke gelang es dem Feinde, Leitern an die Stadtmauer zu legen, und die ganze Schar kam über die Befestigung hinweg glücklich in die Stadt hinein. Der Überfall war sehr behutsam ins Werk gesetzt, dennoch konnte er um so weniger ganz unbemerkt bleiben, als die Lüneburger vom Bischof von Minden gewarnt waren. Die ersten, die sich dem Feinde entgegenstellten, waren Mitglieder des Rates; sie hatten vermutlich selber auf der Wacht gestanden. An ihrer Seite kämpften die wenigen Bürger, die schnell genug herbeieilen konnten, und unmittelbar da, wo die „instiginge“, das Einsteigen, geschehen war, fand das erste heftige Scharmützel statt. Es fielen auf städtischer Seite der Ratmann Clawes Garlop, ein Sülfmeister und ein Bürger. Ihrer Übermacht vertrauend drangen die Ritter nunmehr in das Innere der Stadt vor, dem Rathause entgegen. Der Weg ging die Salzbrückerstraße hinauf, durch die Techt, eine Strecke auf der Altstadt, dann auf dem Meere hinab bis an den Marienplatz. Aber je lauter der Waffenlärm erscholl, um so schneller verbreitete sich die Schreckenskunde von der Überlistung der Stadt, um so stärker wurde die eiligst zusammengeraffte kämpfende Bürgerschar. Der Feind konnte nicht unaufhaltsam vorrücken, vielmehr kam es an mehreren Stellen des bezeichneten Weges zu hitzigen Gefechten. An der Kapelle des Benediktstiftes wurde der Ratmann Gheverd van der Mölen getötet, beim St. Jürgensblock auf der Altstadt fielen ein Sülfmeister und zwei Bürger, und nun hatten auch die Herzoglichen ihre ersten schweren Verluste. Inzwischen hatte sich ein Fählein rüstiger Bürger unter dem Stadthauptmann Ulrich von Maltitz, gen. von Weißenburg, auf dem Neuenmarkte geordnet aufgestellt und warf sich den Anstürmenden entgegen, beim Zusammenstoß nahe der Liebfrauenkirche wurde Bürgermeister Hinrik van der Mölen tödlich am Kopfe verwundet.

Nun begann der Morgen zu grauen — die Nacht war sehr düster gewesen — und der Feind wurde auf dem Meere ein gut Stück zurückgedrängt. Doch die Bürger hatten Unglück. Es galt, den Wachtposten auf der Stadtmauer eiligst einen Befehl zu überbringen, und Bürgermeister Hinrik Viscule machte sich persönlich auf, den gefährlichen Gang zu wagen. Vermutlich wollte er den kürzesten Weg durch die Untere Ohlingerstraße nehmen, er geriet jedoch in die Hände des Feindes, wurde erkannt und erbarmungslos niedergestochen. Einem

erneuten Vorstoße des Gegners mußte die Bürgerschaft weichen, der Tod so vieler ihrer angesehensten Vertreter mochte eine Entmutigung hervorrufen; als es lichter Tag wurde, waren die Herzoglichen siegreich bis auf den Marktplatz gelangt.

Der nächste Akt des blutigen Dramas ist in seinem Verlaufe nicht völlig klar. Am meisten Wahrscheinlichkeit hat folgende Überlieferung für sich. Der herzogliche Hauptmann, Siegfried von Saldern, springt auf eine der Fischbänke und fordert die Bürger auf, die Schlüssel zum Rathaus und zu den Toren abzuliefern, um weiteres unnützes Blutvergießen zu vermeiden. Der Befehlshaber der bürgerlichen Streitkräfte stellt sich, als ob er bereitwillig auf diesen Vorschlag eingehe und die Mahnung zum Frieden bei den Seinen befürworte. Man läßt die Waffen ruhen und Ulrich von Weißenburg reitet zwischen den Parteien hin und her, anscheinend eifrig bemüht, die Ergebung der Stadt zu vermitteln, in Wirklichkeit nur, um Zeit zu gewinnen. Denn während die Ritter die Türen zum wohlgefüllten Weinkeller der Stadt aufbrechen und mancher seinen Durst im Übermaße stillt, ordnen sich auf dem Sande die Bürger zu neuem Kampfe, und es wird ein schlauer Plan eingefädelt, wie man mit Benutzung der Straßenzüge die Eindringlinge am sichersten überwältigen kann. Als die Vorbereitungen erledigt, die Bürger zur Fortsetzung des Waffenganges bereit sind, verkündet Ulrich dem übertölpelten Feinde: von Ergebung könne nun nicht mehr die Rede sein, erst wolle man sich ordentlich raufen — und schon rückt von den Brodbänken herauf die städtische Streitmacht an. So begann auf dem Marktplatz ein neues Kampfgetümmel. Der wackere Weißenburg fiel nach verzweifelter Gegenwehr als einer der Ersten, aber auch die Herzoglichen verloren mehrere ihrer Führer. Ob ihre Widerstandskraft wirklich durch Trunkenheit geschwächt war, genug, daß die Bürger die Oberhand bekamen und ihre Widersacher in die Bäckerstraße hineindrängten. Hier sausten von allen Seiten Steine und sonstige Wurfgeschosse aus den Fenstern hernieder, denn auch die Frauen wollten sich in ihrer Weise an der Wahrung der städtischen Freiheit beteiligen.

Auf dem Sande blieben die Feinde eine Weile ungestört. Sie kühlten ihr Mütchen, indem sie etliche Häuser aufbrachen und plünderten, andere in Brand steckten. Da trat unversehens eine Verwirrung ein, vermutlich weil die Bürger von verschiedenen Seiten her ihren Angriff wieder aufnahmen, und als der Ruf ertönte, das Rote Tor sei offen, suchten die Herzoglichen schleunigst jenen Ausweg zu erreichen. Die Streiter teilten sich, die einen entwichen durch die Rote Straße, die anderen liefen die Hl. Geiststraße hinauf. Diese wurden am Hl. Geistkirchhofe zum Stehen gebracht, und es blieben der Hauptmann Siegfried von Saldern und sein Sohn Johann, viele wurden gefangen. Erstere kamen nicht besser weg. Das vermeintlich offene Rote Tor war durch den Rat wohl verwahrt, und die Geängstigten nahmen nun in wilder Flucht ihren Weg an der Stadtmauer entlang in der Richtung auf das Sülztor und den Platz der Instiganten. Während die verfolgenden Bürger den Fliehenden hart auf der Ferse blieben, marschierte von St. Lamberti her eine bewaffnete Menge heran, vorn und im Rücken also drohte das Verderben. Zum Überfluß war die fortan sogenannte Ritterstraße am oberen Ende auf Anordnung des Rates von dem

Sülzvolke besetzt und mit Wagen fest verbarrikadiert. Weitaus die meisten der Herzoglichen fielen beim nunmehrigen Entscheidungskampfe, der Bannerherr Heinrich von Homburg wurde gefangen genommen. Auch von der Bürgerschaft mußte noch mancher den Tod für die Vaterstadt sterben, u. a. am Turme „Van baven“ der Ratmann Heinrich vom Sande.

Der Sieg gehörte den Lüneburgern, und nicht ein einziger von den Eingestiegenen soll entschlüpft sein. Im ganzen wurden auf der feindlichen Seite 54 Tote, 522 Gefangene gezählt, Verluste, denen gegenüber die Zahl der gefallenen Lüneburger nicht allzu erheblich war; immerhin werden fünf Angehörige adliger Geschlechter genannt, die für die Dauer des Krieges in den Sold der Stadt getreten waren, der Heldentod zweier Bürgermeister und dreier Ratmannen wurde bereits erwähnt, außerdem starben nach einer im Stadtarchiv erhaltenen gleichzeitigen Liste 22 „gute Bürger“.

Die Leichen der Herzoglichen sollen drei Tage lang unbestattet geblieben sein, dann wurden sie in zwei Massengräbern an der Südseite des Johanniskirchturms beigesetzt. Von den Gefangenen wurden alle, die auf einer Liste des Rates als Straßenräuber vermerkt waren, auf dem Marktplatz hingerichtet. Heinrich von Homburg erhielt im Februar 1372 seine Freiheit zurück, die große Mehrzahl der Gefangenen erst beim Friedensschlusse im Herbst des folgenden Jahres.

Wir haben die beiden großen Ereignisse von 1371, den Fall des Welfenschlosses und die stürmischen Vorgänge der Ursulanacht, an dieser Stelle eingehender behandelt, weniger deshalb, weil die doppelte Katastrophe für den Verlauf des Erbfolgekrieges und die fernere Landesgeschichte von hoher Bedeutung geworden ist, auch nicht, weil der Ruhm Lüneburgs und die Kunde von dem manhaftigen Verhalten der Bürgerschaft sich weit über die Grenzen des Fürstentums hinaus verbreiten mußte, vielmehr in der Erwägung, daß die Kenntnis der Waffentaten jener Zeit für das Verständnis einer ganzen Gruppe von Kunstdenkmalen der Stadt unerlässlich ist.

Der Opfermut der in der Ursulanacht gefallenen Bürger verlangte, daß man ihr Andenken späteren Geschlechtern in dankbarer Ehrung überlieferte. Die vornehmsten Toten, die beiden Bürgermeister und die drei Ratmannen, erhielten daher, jeder an dem Platze, wo er von Feindeshand bezwungen war, einen würdigen Denkstein. Am Turme Fredeke wurde das Bildnis des Klaus Garlop in Stein gehauen an der Stadtmauer angebracht. Die Hand des Dargestellten trug eine zerbrochene Fahne; eine lateinische Inschrift bedeutete: „Im Jahre des Herrn 1371 ist an dieser Stelle Herr Nicolaus Garlop getötet: seine Seele ruhe in Frieden!“ Das obere Eckhaus der Unteren Ohlingerstraße am Meere wurde durch einen hohen Stein geschmückt, der z. Zt. in der Nicolaikirche angebracht ist und das Bild eines in einer Nische knieenden Mannes darstellt (Fig. 48); darunter standen die Worte, ebenfalls lateinisch: „Im Jahre 1371 in der Nacht der elftausend Jungfrauen ist Heinrich Viscule hier von den Feinden niedergestossen. Jesu, Sohn Gottes, erbarme Dich meiner!“ Ein entsprechendes Denkmal zierte die Mauer des Langen Hofes und fraglos auch die übrigen im Laufe der Darstellung bezeichneten Orte. Die Wappenschilder der gefallenen

Bürgermeister und Ratsherren wurden in der Hauptkirche der Stadt am nordöstlichen Pfeiler des Chors angebracht, in ihrer Nähe die erbeuteten Fahnen und andere Siegeszeichen. In der Verlängerung der nördlichen Seitenschiffe zu St. Johannis wurde eine große Kapelle angebaut zu Ehren der Hl. Ursula und der elftausend Jungfrauen, deren hülfreicher Mitwirkung man den Sieg vom 21. Oktober wesentlich zuschrieb. Derselbe Tag wurde zu einem Gedenkfeste der Stadt erhoben. In allen Gotteshäusern Lüneburgs sollte hinfort alljährlich für die Gefallenen gebetet und von den Predigtstühlen herab auf die hohe Bedeutung des Tages hingewiesen werden; reiche Spenden flossen aus den Mitteln der Sülfe-meister, der Kämmereikasse und privaten Stiftungen zusammen, um am Ursulatage zur Erinnerung an die Rettung Lüneburgs unter die Geistlichkeit, unter Arme und Kranke verteilt zu werden. Hauptmomente der stürmischen Zeit wurden im Bilde festgehalten. Das Lüneburger Museum besitzt eine Bilderchronik des 16. Jahrhunderts, welche die Ereignisse von Herzog Wilhelms Tod bis zur Instiginge auf sieben Folioblättern farbig darstellt. Das Kostüm der handelnden Personen, der Maßstab, die ganze Auffassung des Künstlers deutet auf ältere Vorlagen, und es ist eine plausible Vermutung des jüngst verstorbenen Dr. Graeven, daß diese Vorlagen in Wandgemälden zu suchen sind, die ehemals einen Saal des Rathauses geschmückt haben. Von den Deckengemälden der Rathauslaube aus dem 15. Jahrhundert zeigt das eine noch jetzt, wie Herzog Magnus aus der Hand des Lüneburger Boten den Absagebrief entgegennimmt. Eine in Holz geschnitzte Figur an einem Giebel der Großen Bäckerstraße dankt der Sage, die den Kern der geschichtlichen Begebenheiten bald mit einem reizvollen Phantasiegewande umspann, ihren Ursprung; sie verewigt das Bild des tapferen Bäckers, der in der Ursulanacht 22 Feinde erschlug. Auf dem Johanniskirchhofe, wo die beiden schon erwähnten Massengräber geegraben wurden, befand sich bis ins 19. Jahrhundert hinein ein großer Leichenstein, auf dem nebeneinander 22 Striche eingemeißelt waren. Man hat die Zeichen vielfach mit der Zahl der vom Bäcker Erschlagenen in Verbindung gebracht, wahrscheinlicher ist es, daß sie ein Denkmal an die 22 „guten Bürger“ bildeten.

Eindrucksvoller als die geschriebene Überlieferung geben alle diese Erinnerungszeichen kund, daß die Bürgerschaft die Abwehr der herzoglichen Tyrannie als ihren Freiheitskrieg auffaßte — der Kampf um die Erbfolge des Fürstentums Lüneburg bedeutet für die Stadtgeschichte ihre Heldenzeit.

Die Fehde zwischen Magnus und den sächsischen Herzögen setzte sich nach dem mißlungenen Überfall Lüneburgs fort, aber Magnus gewann Hauptstadt und Herrschaft nicht zurück. Er fiel im Treffen bei Leveste von der Hand eines Grafen von Schauenburg, der mit Lüneburger Gelde zu Albrechts Bundesgenossen gewonnen war. Darauf kam ein Ausgleich zustande, wonach das Land abwechselnd von den sachsen-wittenbergischen und den braunschweigischen Fürsten regiert werden sollte. Albrecht heiratete die Witwe des Herzogs Magnus. Später begann die Fehde von neuem und wurde nunmehr zugunsten der Welfen entschieden; Lüneburg jedoch verstand es trotz seiner Niederlage in der Schlacht bei Winsen a. d. Aller (1388), die mit Blut und Gut erstrittene Selbständigkeit zu behaupten und zu festigen.

Die Tage der friedlichen Entwicklung kamen freilich nicht wieder. „Wie das Rebhuhn unter dem Habicht“, um den Vergleich eines Chronisten zu gebrauchen, so mußte die edle Stadt Lüneburg vor Herzog Magnus, seinen Kindern und Kindeskindern auf der Hut sein, und der große Streit, den die Stadt im fünfzehnten Jahrhundert durchzukämpfen hatte, der sogenannte Prälatenkrieg, ging in seinen Ursachen bis auf die Anfänge des Erbfolgekrieges zurück.

Wir erinnern uns, daß der Rat die Einziehung von Sülzgut mecklenburgischer Prälaten verhindert und dadurch den Zornesausbruch des Herzogs Magnus heraufbeschworen hatte. So war der nachfolgende Freiheitskampf gewissermaßen eine Verteidigung der Saline gewesen, und alle Geldopfer, die fernerhin für die Erweiterung der städtischen Gerechtsame, zumal den Ausbau der Handelsprivilegien, für den Schutz des Gemeinwesens durch verstärkte Befestigungsanlagen, für Geschütze und Söldner, für Pfandschaften und Darlehen an die Herzöge, für die kostspielige Teilnahme an einem Hansekriege und für andere kriegerische Verwicklungen gebracht werden mußten, kamen mittelbar oder unmittelbar dem heimischen Salzverkehr zugute. In gerechter Würdigung solcher Sachlage steuerten die Sülzprälaten — unter diesem Titel wurden die zahlreichen geistlichen Salinbegüterten zusammengefaßt — wiederholt erhebliche Teilsummen ihres Reingewinnes zu den Ausgaben der Stadt bei; das hinderte jedoch nicht, daß Lüneburgs Schuldenlast um 1450 auf rund 600 000 lüb. Mark, mehr als $2\frac{1}{2}$ Millionen Mark heutigen Geldes, anwuchs. Der Rat sah aus diesem auf die Dauer unhaltbaren Zustande keinen anderen Ausweg als die erhöhte Besteuerung der Sülzbegüterten, die sich im Jahre 1445 verpflichten sollten, die volle Hälfte ihrer Einkünfte, zunächst auf vier Jahre, zur Deckung der Stadtschulden abzuführen. Vielleicht wäre auch diesem Begehr willfahrt, wenn nicht der Propst von Lüne, Dietrich Schaper, der als vormaliger Ratssekretär von Lüneburg in dem Rufe stand, mit den Angelegenheiten der Stadt wohl vertraut zu sein, gegen die Forderungen des Rates Stellung genommen und durch ungerechte Anschuldigungen die Mehrzahl der Sülzprälaten auf seine Seite gebracht hätte. Als der Rat nicht säumte, gegen Schaper und seine Anhänger vorzugehen, wurde der Propst nur um so feindseliger, und er verstand es, sich am römischen Hofe Bundesgenossen zu erwerben. Ein Prozeßverfahren, das von dort aus gegen den Rat eingeleitet wurde, führte im Jahre 1452 zur Verhängung des Kirchenbanns, und die Gesandtschaften, welche die betroffene Stadtbrigkeit zu ihrer Rechtfertigung und zur Berufung an den päpstlichen Stuhl ausschickte, erfuhren dort die schnödeste Abweisung. Nun griff auch der Rat zu einem Zwangsmittel, indem er die Salingüter der unfügsamen Prälaten bis auf weiteres einzog und im übrigen gegen die Entscheidung des Papstes an ein künftiges allgemeines Konzil appellierte. Da wurde im Herbst 1454 an vielen Orten des Herzogtums und in den benachbarten Hansestädten eine Bulle Papst Nicolaus V. angeschlagen, die das Verhalten des Rates bedingungslos verurteilte, den Bann erneuerte und der Lüneburger Bürgerschaft aufgab, innerhalb 30 Tagen die bisherigen Ratmannen ihres Amtes zu entsetzen. Es fehlte in Lüneburg jener Zeit nicht an unzufriedenen Elementen. Ein Teil der Ratsmitglieder war

unbeliebt, die erwähnte Kassation des Sülzgutes wurde vielfach mißbilligt, die Einstellung alles kirchlichen Lebens schreckte die Gläubigen, auch gab es Ehrgeizige, die einen Sitz im Ratsstuhle oder gar eine Umgestaltung des Stadtregiments im demokratischen Sinne erstrebten. So kam es nach dem Beispiel, das Lübeck einige Jahrzehnte zuvor gegeben hatte, zunächst zur Bildung eines aus 60 Mitgliedern bestehenden Bürgerausschusses, einige Wochen darauf, am 23. November 1454, zur Abdankung des alten und Einsetzung eines neuen Rates. Die persönliche Freiheit der bisherigen Ratmannen und die Unantastbarkeit ihres Vermögens wurde trotz eidlicher Versprechungen nicht respektiert, alle Abgedankten mußten Einlager halten und die vier Bürgermeister in das Gefängnis wandern; einer von ihnen, Johannes Springtgud, erfuhr eine so schlechte Behandlung, daß er nach vierteljährlicher Haft in dem nach ihm benannten Turme verschied.

Die Amtszeit des neuen Rates, der sich in keiner Hinsicht vor dem alten hervortat, vielmehr die Position der Stadt durch finanzielle Zugeständnisse an den Herzog und beständige Rücksicht auf die Prälaten noch mehr schwächte, dauerte nur zwei Jahre. Dann war das Vertrauen der Bürgerschaft erschöpft. Auf ein kaiserliches Mandat gestützt, zwang die Gemeinde unter Mitwirkung der zumeist interessierten Hansestädte den neuen Rat, die Privilegien der Stadt und die Torschlüssel herauszugeben, und der alte Rat wurde feierlich in sein Amt wieder eingeführt. Der Prälatenkrieg war damit noch nicht erloschen. Zwar gelang es dem Bischof von Verden am 1. August 1457, eine sog. Sülzkonkordie aufzustellen, nach welcher die Salzgüter entweder durch eine einmalige namhafte Zahlung für alle Zeiten von der Inanspruchnahme durch den Rat befreit oder bis zur etwaigen Ablösung mit einer entsprechenden jährlichen Abgabe belastet wurden, aber es dauerte lange Jahre, bis alle Sülzprälaten sich dieser Vereinbarung unterwarfen. Die Sache des alten Rates konnte erst als gewonnen gelten, als im Dezember 1462 durch König Christian I. von Dänemark sowie die Bischöfe von Lübeck und Schwerin ein Schiedsspruch verkündet wurde, der den zähe verfochtenen Standpunkt der Stadtoberigkeit billigte. Nun erst wurden die Ratmannen auch aus dem Kirchenbanne, der inzwischen so oft erneuert und widerrufen war, daß er seine Wirkung gänzlich eingebüßt hatte, förmlich gelöst.

Lüneburg war auf der Höhe seiner Entwicklung angelangt. Unter dem bewährten Regiment des alten patrizischen Rates gewann die Stadt, zumal in den letzten Regierungsjahren des greisen Herzogs Friedrich († 1478) und in den nächstfolgenden Jahrzehnten, als Heinrich der Mittlere noch nicht zum Manne herangereift war, eine solche Unabhängigkeit, daß die nominell fortbestehende herzogliche Hoheit kaum mehr in Betracht kam.

Rat und Bürgerschaft leisteten ihren fürstlichen Herrn erst dann die Huldigung, wenn die Privilegien der Stadt von neuem anerkannt waren. Dank diesen Privilegien besaß Lüneburg gegen eine jährliche Abschlagszahlung Exemption von den Landessteuern, eine ausgedehnte Zollfreiheit im ganzen Fürstentum, wichtige Vorrechte für den Salzvertrieb und das einkömmliche Stapelrecht; der Rat versah die hohe und niedere Gerichtsbarkeit, sorgte für den Ausbau des

bedeutsamen Lüneburger Stadtrechts, übte die Münzhoheit, schloß Bündnisse und Verträge mit auswärtigen Mächten und sicherte sich den Rückhalt einer achtbaren militärischen Macht, die zum Teil aus der wehrfähigen Bürgerschaft bestand, zum Teil aus Söldnern unter berufsmäßigen Hauptleuten. Im Bunde der Hansestädte nahm Lüneburg den Platz ein, den es durch seine Geschichte, seine Lage, seine weit reichenden Handelsbeziehungen und seinen Wohlstand verdiente. Vom Kalkberge aus war die erste Eroberung der slawischen Lande durch Hermann Billung ausgegangen; ebendort hatte Heinrich der Löwe einen Mittelpunkt seiner Macht, als er jene Gebiete für alle Zeiten dem Deutschtum einfügte und damit die Vorbedingung schuf für die Existenz und das Gedeihen der Ostseestädte. Lüneburg, mit der Elbe und Nordsee durch eine schiffbare Wasserstraße von jeher unmittelbar verbunden, stand seit Eröffnung des Steknicz-kanals (1395) in direkter Wasserverbindung auch mit Lübeck und der Ostsee; und als die Benutzung dieser Straße allerlei Unzuträglichkeiten zeitigte, waren die Lüneburger kühn und hartnäckig genug zur Anlage und Unterhaltung der Schaalfahrt, eines für die Holzzufuhr der Saline unentbehrlichen Kanals von der Elbe bis in den mecklenburgischen Schaalsee, und an Lüneburg lag es nicht, daß dieser Kanal sein Endziel Wismar niemals erreichte. Die unmittelbaren Handelsbeziehungen zu dem Vorort der Hanse, zu den anderen wendischen Städten und zu Hamburg ergaben als natürliche Folge, daß Lüneburg mit dieser Städtegruppe beständige und nahe Fühlung hielt, die zumal in den Münzverträgen von großem praktischen Wert war; andererseits sah sich die Stadt territorial mehr auf Braunschweig und Hannover angewiesen, und auch dieses Verhältnis wurde wiederholt durch Sonderbündnisse, unter Zuziehung der anderen sog. „overheideschen“ Städte, bekräftigt. So wurde Lüneburg das berufene Bindeglied zwischen den wendischen Seestädten und den sächsischen Binnenstädten des Hansebundes, ein Moment, das in der Geschichte der Hanse oft und deutlich hervortritt. Der Salzhandel Lüneburgs ist für die Betätigung des Hansebundes von erheblicher Bedeutung gewesen. Die Wohlhabenheit der Stadt zeigte sich darin, daß Lüneburg in gleicher Höhe wie Bremen und Braunschweig zu den Auflagen des Bundes beizusteuern hatte.

Der politischen und wirtschaftlichen Stellung der Stadt nach Beendigung des Prälatenkrieges entsprach die Regsamkeit ihres geistigen Lebens. War das Gymnasium Johanneum schon 1406 gegründet, so plante man zwei Menschenalter später die Errichtung einer Universität in Lüneburg, und am 8. August 1471 verlieh der Kaiser Rat und Bürgern in Anerkennung ihres wissenschaftlichen Strebens die Gnade, eine juristische Fakultät zu begründen mit dem Rechte, Promotionen vorzunehmen. Leider schweigen sich die Quellen darüber aus, an welcher Klippe das Unternehmen in letzter Stunde noch scheiterte. Lüneburg ist die einzige Stadt der Braunschweig-Lüneburgischen Lande, die schon im fünfzehnten Jahrhundert eine Druckerei in ihren Mauern hatte.

Im sechzehnten Jahrhundert, als die Machtfülle der weltlichen Fürsten auch im Lande Lüneburg erstarkte, blieben schwere Konflikte zwischen den Herzögen und ihrer übermächtigen Hauptstadt nicht aus. Dank der treuen Stütze, die der Rat wie von alters an der Bürgerschaft besaß, gelang es jedoch,

wenn auch nur unter großen Geldopfern, die Privilegien der Stadt nicht nur aufrecht zu erhalten, sondern durch die käufliche Erwerbung der herzoglichen Vogtei (1576) noch zu erweitern. Eine vorübergehende Trübung des guten Einvernehmens zwischen Rat und Bürgerschaft hatte die Reformationsbewegung im Gefolge, die sich im ganzen doch ohne nachhaltige Störungen, insbesondere ohne Schwächung der eigenartigen kirchlichen Selbständigkeit der Stadt, vollzog. Die evangelische Lehre gelangte zum Siege im Jahre 1530; an der maßvollen Überleitung der alten in die neuen Verhältnisse gebührt ein großes Verdienst Urbanus Rhegius, dem Verfasser der Lüneburgischen Kirchenordnung.

Zweifellos ist „das glänzendste Jahrhundert der Welt“ die glänzendste Periode auch in der Vergangenheit Lüneburgs gewesen. Aber der Boden, der auf allen Gebieten wirtschaftlichen Lebens das üppigste Wachstum erzeugte, ließ an Fruchtbarkeit doch schon bedenklich nach, lange bevor der dreißigjährige Krieg seinen verheerenden Gang antrat. Während die heimische Fürstengewalt immer kräftiger emporstieg, ging es mit dem hansischen Städtebunde allmählich aber unaufhaltsam abwärts, und schlimmer als die Verschiebung des Welthandels machte sich der Umstand fühlbar, daß die Sülze, die Hauptquelle des Wohlstandes der Stadt, infolge verschärfter Konkurrenz, nicht minder der Teuerung des Brennmaterials und mancher anderen Umstände nicht imstande war, ihre Leistungen auf der alten Höhe zu behaupten. Wieder geriet die Stadt in Schulden, die aus den laufenden Mitteln nicht zu bestreiten waren, die Bürgerschaft mußte mehrfach mit außerordentlicher Beihilfe einspringen, und wieder erwachte eine Mißstimmung gegen das Ratsregiment, gegen dessen aristokratische Zusammensetzung eben vor Ausbruch des großen Krieges eine lebhafte Agitation anhob. Die nächste Folge war eine Ergänzung des Rates durch fünf bürgerliche Mitglieder im Jahre 1619, und der regierende Herzog war bei der Neugestaltung der Dinge mit seiner Vermittlung, die seinen Einfluß nur stärken konnte, gern und gleich zur Hand gewesen.

Von den Schrecknissen des dreißigjährigen Krieges ist Lüneburg nicht verschont geblieben. Die Stadt galt als wohl befestigt, der Zufluß einer zahlreichen schutzsuchenden Landbevölkerung hatte jedoch den Ausbruch der Pest zur Folge, die in kaum drei Jahren, von 1625—27, sechs- bis achttausend Menschen dahinraffte. Der Handel stockte, zumal das Salz fand so geringen Absatz, daß von den 54 Siedehäusern der Saline zeitweise nur 15 im Betrieb waren; das Land ringsum wurde weit und breit verwüstet, die Lieferung von Proviant an kaiserliche und antikaiserliche Truppen wollte nicht aufhören, namhafte monatliche Kontributionen in bar, vom Dezember 1627—36 allein an Tilly 118 000 Taler, schwächten das Vermögen der Bürgerschaft auf das äußerste. Als im Jahre 1636 Sturm und Plünderung durch ein schwedisches Belagerungsheer mit 34 000 Talern abgekauft werden mußten, reichten die vorhandenen Barmittel nicht mehr aus; Gold, Silber und Geschmeide wurden eingesammelt, und ein Teil des Ratssilberschatzes für 4500 Taler nach Hamburg verkauft. Folgeschwerer jedoch als all dieses Ungemach wurde die Aufnahme einer schwedischen Besatzung am 14. August des letztgenannten Jahres. Nach allem was voraufgegangen war, mußte sie der Stadtbrigade als unabwendbar

erscheinen, dennoch gab sie den Anlaß, daß die Mehrheit der Bürgerschaft, die wie schon bemerkt dem gewiß nicht mehr einwandsfreien patrizischen Regiment unmutig gegenüberstand, sich vom Rate lossagte und den Herzog geradezu aufforderte, in die Angelegenheiten der Stadt abermals einzugreifen. Am 7. September 1637 kapitulierte die schwedische Besatzung des Kalkberges unter dem Obersten Stammer vor den Truppen des Herzogs Georg, am 13. Dezember desselben Jahres wurde das Ratskollegium nach einer Untersuchung seiner bisherigen Tätigkeit des Amtes enthoben. Zwar erfolgte am 21. Mai 1639 die Wiedereinsetzung, da der Interimsrat, ganz wie im Prälatenkriege, es nicht vermocht hatte, der wachsenden Zerrüttung des städtischen Haushalts abzuhelpfen, aber der Rezeß, der an jenem Tage von den beiden Herzögen Friedrich und Georg im Kloster Lüne ausgefertigt und von der Stadt anerkannt wurde, bedeutete nichts weniger als den endgültigen Sturz der hergebrachten Stadtverfassung und die Preisgabe der privilegierten Sonderstellung Lüneburgs, der „angestammten uralten Erb- und Landstadt“, wie sie von den Herzögen fortan mit Recht genannt werden konnte. Von den neun Artikeln des Rezesses, die sich sämtlich mehr oder weniger zu gunsten der fürstlichen Landeshoheit aussprechen, ist für die Ohnmacht des Rates am bezeichnendsten der fünfte, nach welchem der Kalkberg, da er „vorhin nicht gebührlich verwahret“, der Stadt, die sich seit der Zerstörung des Welfenschlosses in seinem Besitz behauptet hatte, wieder genommen wurde und in die Hand der Herzöge zurückkehrte, zu dem ausgesprochenen Zweck, ihn zu befestigen.

In der Tat, Lüneburg hat sich als selbständige politische Macht nicht ferner betätigen können, die äußere Geschichte der Stadt fällt weiterhin zusammen mit der des Fürstentums. In wirtschaftlicher Beziehung hatte das Gemeinwesen am Ausgang des dreißigjährigen Krieges keineswegs den tiefsten Stand erreicht. Mit der Ausbeute der Saline ging es, teils mit, teils ohne Verschulden der Beteiligten, immer weiter bergab, bis im Jahre 1799 eine Umgestaltung des gesamten veralteten Betriebes von Grund aus vorgenommen wurde. Lüneburg behielt im 18. Jahrhundert und in den ersten Dezennien des neunzehnten größere Bedeutung nur als Stapelplatz und durch ein ausgebildetes Speditionswesen. Eine der Haupt-handelsstraßen vom Norden in das innere Deutschland führte über Lüneburg. Die Waren erreichten die Stadt auf dem Wasserwege, um von hier aus auf Frachtwagen weiterbefördert zu werden, und manch einträglicher Gewinn ergab sich aus diesem mehr oder weniger lebhaften Durchgangsverkehr, der in der Periode zwischen den Friedensschlüssen zu Basel und Luneville, um die Wende des 18. Jahrhunderts, einen letzten achtbaren Aufschwung nahm. Das deutlichste Bild von dem Rückgang des wirtschaftlichen Lebens seit Beginn des dreißigjährigen Krieges gewähren die Bevölkerungsziffern. Im Jahre 1620 hatte Lüneburg nach Jürgens 14000 Einwohner, 1680 nur noch 11000; im siebenjährigen Kriege, der der Stadt nebst anderen Drangsalen eine mehrmonatliche Besetzung durch die Franzosen unter dem Herzog von Richelieu brachte (1757), ging die Zahl von 9400 auf 8500 zurück, und von den 2148 Wohnhäusern standen am Ausgange des Krieges 243 leer.

Kaum begann die Einwohnerschaft, sich von den „hochbeschwerlichen, nahrlosen“ Zeiten etwas zu erholen, als das Jahrzehnt der französischen Fremd-

herrschaft die kargen Hülfsmittel der Stadt völlig aussog. Um so jubelnder wurde das verhaftete Joch abgeschüttelt, als die Preußen und Russen zur Befreiung herannahten. In den Straßen Lüneburgs und vor den Toren der Stadt erstritten die Verbündeten am 2. April 1813 ihren ersten glorreichen Sieg.

In der unvergleichlichen modernen Entwicklung der deutschen Städte, wie sie im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts eingesetzt hat, ist Lüneburg nicht zurückgeblieben, obgleich seine Bevölkerung kein so rapides Wachstum aufweist wie etwa im benachbarten Harburg. Die Einwohnerzahl betrug im Jahre 1815 rund 11000, um 1860 war der Stand von 1620 wieder erreicht, 1880 fanden sich 19000 Seelen, und am 1. Dezember 1905 wird die Zahl 26000 überschritten sein. Den veränderten Verkehrsverhältnissen hat Lüneburg sich sehr glücklich angepaßt, denn im großen Eisenbahnnetz bildet die Stadt einen wichtigen Knotenpunkt, während die Ilmenau als Wasserstraße ihren Wert behalten hat. —

Versuchen wir, mit wenigen Strichen auch die inneren Zustände der Stadt bis zum Beginne ihres Verfalls zu kennzeichnen.

Innere
Zustände.

Die Einwohnerschaft war nach ihrer überwiegenden Mehrheit von Haus aus langobardisch-sächsischer Abkunft, und die heimathliche Landschaft, zumal das umliegende Gebiet des Bardengau, lieferte in erster Linie auch die Einwanderer, die im 13. und 14. Jahrhundert das Lüneburger Bürgerrecht erwarben und in der Stadt ansässig wurden. Der Kern der Bevölkerung, die Bürgerschaft, gliederte sich in ihren oberen Schichten in drei Stände, die Sülfe-meister, die Brauer und die Kagelbrüder. Die Sülfe-meister, d. h. die Eigentümer oder die Besieder der Sülzpfannen, bildeten das Patriziat der Stadt und vermieden es, sich mit den anderen Ständen zu vermischen. Noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts wurden Lüneburg und Nürnberg als die einzigen deutschen Städte gerühmt, in welchen die „virginitas patriciae dignitatis“ sich ungeschwächt erhalten habe. Die Sülfe-meister hatten einen entsprechenden Vorrang vor ihren Mitbürgern dadurch, daß der Besitz von Sülzgut oder die Besiedlung einer Sülzpfanne seit Anbeginn der Lüneburger Stadtverfassung die Vorbedingung für die Ratsfähigkeit war. Die Besetzung der Ratsstellen, deren Zahl in der älteren Zeit schwankte, seit etwa 1300 die 24 nicht mehr überstieg, geschah durch Kooptation auf Lebenszeit. Das Ratskollegium mit vier Bürgermeistern an der Spitze war das Organ der Stadtgemeinde für alle Zweige der Verwaltung, eingeschlossen die Gesetzgebung, die obere und niedere Rechtssprechung, die militärische Führung mit der Fürsorge für die Sicherheit der Stadt, die Vertretung der Gemeinde nach außen hin. Die ungemein vielseitigen Geschäfte wurden in der Weise geführt, daß je zwei Ratmannen für einen bestimmten Zweig der Verwaltung abgeordnet wurden. Beispielsweise gab es im Jahre 1386 je zwei Kämmerer, Richter, Weinherren, Bierherren, Vorsteher für den Gästeschoß, für den Marstall, für das Bauamt und das Ziegelhaus, für den Pram und die Holzhude, für die Hospitäler, für die Kirchen von St. Johannis und St. Cyriak, für die Weide, für das Badewesen, außerdem je zwei Ratmannen als Beigeordnete der zwölf Innungen. Die Ämter wurden alljährlich neu besetzt. Zwölf Ratmannen pflegten in den Urkunden aufgeführt zu werden, die durch das Stadtsiegel beglaubigt

wurden; *) es waren die „consules actu regentes“, die jeweilig regierenden Rat-mannen unter zwei regierenden Bürgermeistern, deren einer das Wort führte. Waren die Befugnisse der Stadtbrigkeit in der ältesten Periode durch den herzoglichen Vogt beschränkt, so kam die Amtsgewalt des Rates in der Blütezeit der Stadt, als im zielbewußten Streben ein fürstliches Hoheitsrecht nach dem anderen erworben war, einer völlig unabhängigen Regierung gleich. Aus der Reihe der Sulfmeister wurden naturgemäß auch die höheren Beamten der Saline gewählt, der oberste unter ihnen, der Sodmeister, und die mit polizeilichen Befugnissen ausgestatteten Barmeister, insbesondere Vorsteher des Hauses, in welchem die Sülzpfannen gegossen wurden.

Ihrer beherrschenden Stellung entsprechend, genossen die Salzjunker nach außen hin wie innerhalb der Stadtgemeinde eines hohen Ansehens, und die Bürgerschaft schenkte ihrer Obrigkeit volles Vertrauen. Wiederholte Versuche der Fürsten, gegen den Rat Stimmung zu machen, schlugen fehl. So heißt es im Jahre 1436 in einem Antwortschreiben der Gilden und Einwohner an die Herzöge Otto und Friedrich: „Wir haben unsren ehrlichen Rat, der sich um sotane Sachen zu bekümmern pflegt und uns gleich wie sich selbst schützt . . . So ist es zur Zeit unsrer Vorfahren gehalten, und Lüneburg hat dabei bislang mit Gottes Hülfe seinen Bestand gehabt.“ Ein gegen den Rat gerichteter Beschwerdebrief Heinrich des Mittleren (1517) an die Werke, Gilden und ganze Gemeine von Lüneburg wurde uneröffnet dem Rate übergeben, bei dem sie,

*) Das Stadtsiegel wurde um 1250 erneuert, ohne daß wesentliche Veränderungen der Zeichnung vorgenommen wären; wir sehen in beiden Siegeln und auch im Stadt-



Fig. 4. Das Siegel der Stadt Lüneburg.

sekret ein dreitürmiges Stadttor mit dem Wappenschild des Fürstentums Lüneburg im offenen Torbogen.

die Adressaten, „als ihrem Haupte in der Stadt mit Leib und Gut zu bleiben gedachten.“ Von Aufständen und Unruhen, wie sie Braunschweig, Anklam, Stralsund, Lübeck und andere Hansestädte schon im 14. Jahrhundert heimsuchten, blieb Lüneburg bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts ganz verschont, und als der Prälatenstreit mit der Niederlage der Aufrührer endete, saßen die Patrizier fester im Sattel als je zuvor. Der Einfluß der Sülfe-meister wurde erhöht durch ihren Reichtum. Der Anteil an der Ausbeute der Saline vererbte sich von Geschlecht zu Geschlecht und sicherte dem Inhaber eine feste Einnahme, die bedeutend war, so lange die wertvollen Handelsprivilegien der Stadt Gültigkeit behielten. Eine Ansprache, die einer der hervorragendsten Lüneburger Bürgermeister, Nikolaus Stoketo, im Jahre 1484 an den herzoglichen Kanzler und seine Räte richtete, gibt davon Zeugnis. Der Bürgermeister weist stolz darauf hin, daß hierzulande die Städte ein gut Teil kraftvoller seien als etwa im inneren Deutschland; durch Gottes Gnade gäbe es in Lüneburg über 30 namhafte Bürger, deren jeder eines Grafen Gut besitze; damit lasse sich zur Not schon etwas ausrichten. Daß die alten Ratsgeschlechter, wenn das Wohl oder Wehe der Stadt es erheischte, sich unbedenklich zu schweren persönlichen Opfern bereit fanden und durchweg ausgezeichnet waren durch einen hohen gemeinnützigen Sinn, ließe sich durch zahlreiche Beispiele bis in die Zeit der deutschen Freiheitskriege hinein belegen. — Es erscheint nur natürlich, daß, wo soviel Wohlhabenheit herrschte, auch die Pflege der Kunst tatkräftige Förderung fand. Der weitberühmte Lüneburger Ratssilberschatz besteht in der Hauptsache aus Geschenken, welche die Stadt von ihren Patriziern erhalten hat, und wir wissen, daß es unter den Lüneburger Goldschmieden nicht an Meistern fehlte, die imstande waren, derartige Aufträge mit vollendet Kunstd auszuführen. Die Wappenschilder der ehemaligen Ratsfamilien begegnen in den Straßen der Stadt vielerorts noch heute, und das Äußere und Innere ihrer Wohnhäuser läßt noch jetzt erkennen, wie feinsinnig sie sich auf das Leben und leben lassen verstanden haben. Die Söhne dieser Häuser erhielten nach dem Besuch der lateinischen Schule und der Universität den Abschluß ihrer Erziehung auf großen Auslandsreisen, der beste Schutz der künftigen Machthaber gegen jede Kirchturmspolitik. Die Sülfe-meister hielten sich dem Adel gleich und wurden als Edelleute anerkannt; Eheschließungen mit den altadeligen Geschlechtern des Landes waren nichts Seltenes. Ein kaiserliches Adelsdiplom holten erst die jüngeren Familien ein, zumeist im 17. Jahrhundert. Rittermäßig war auch das äußere Auftreten der Salzjunker. Sie übten sich in Waffendienst und Turnieren, und niemand wurde in den Kreis der Sülfe-meister aufgenommen, der nicht zuvor die Kope geführt hatte. Der Tag der Kopefahrt in der Fastnachtszeit war das vornehmste Belustigungsfest der Stadt. In langem Festzuge mit Musikanten, Spaßmachern, allegorischen Gestalten und allerhand Mummerschanz ritten die prächtig gekleideten Sülfe-meister durch die Straßen, in ihrer Mitte der neue Sülfe-meister auf einem feurigen Hengst, der vor ein mit Steinen gefülltes Faß, die sog. Kope, gespannt war und offenbar nur durch einen gewieghen Reiter im Zaum gehalten werden konnte. Auf einem freien Platze der Saline war ein mächtiger Holzstoß errichtet; hier wurde das Faß unter dem Jubel des Sülz-



volkes verbrannt, dann begaben sich die Herren als Gäste ihres jungen Genossen zum üppigen Einführungsmahl. Die letzte Kopefahrt, in einem gleichzeitigen Aquarell des Lüneburger Museums dargestellt, hat im Jahre 1629 stattgefunden.

Viele der alten Ratsgeschlechter sind schon im 15. Jahrhundert im Mannesstamme ausgestorben, die Hoyer, Dicke, Abbenvorg, Grabow, Springintgud, Sodmester, Hout, von Braunschweig, von Erpensen, von Sankenstede; andere folgten im 16., zumal um die Mitte des Jahrhunderts, nach, als wollten sie den Niedergang der Stadt nicht mehr erleben: die Schellepeper, Lange, Viscule, Garlop, von der Mölen; im 17. Jahrhundert erloschen die Familien Schomaker, Düsterhop, Semmelbecker, im 19. Jahrhundert die Töbing und Stöterogge, und bis zur Gegenwart haben sich von den ehemaligen Patrizierfamilien nur erhalten die von Brömbse, von Dassel, von Döring, von Laffert und von Witzendorff. Anzeichen des Verfalls, Verschwendungen, Übermut und Ausschweifungen, begannen erst gegen Ausgang des 16. Jahrhunderts unter den Sülzjunkern sich breit zu machen, wie es zu gehen pflegt, gerade dann, als die Vermögensverhältnisse mit den überspannten Lebensansprüchen nicht mehr Schritt hielten. Es war der Anfang vom Ende, aber auch dieses noch ist bezeichnend dafür, was der Patrizierstand für Lüneburg geleistet hat: mit dem Sturz des aristokratischen Regiments war auch die Freiheit und Selbständigkeit der Stadt unwiederbringlich dahin.

Im Vergleich zu den Sülzmeistern hatten die Brauer und Kagelbrüder nur geringe Bedeutung. In wichtigen Angelegenheiten, zumal bei den außerdörflichen Geldbewilligungen, konnte der Rat nicht umhin, die Bürgerschaft um ihre Meinung zu befragen, und wiederholt kam es zur Bildung von mehr oder weniger langlebigen Bürgerausschüssen. Wir haben Grund anzunehmen, daß solche Ausschüsse sich vorzugsweise und seit dem ausgehenden 16. Jahrhundert wohl ausschließlich zusammensetzten aus Mitgliedern des wohlhabenden Brauerkollegiums und aus Kagelbrüdern — diese so genannt nach ihrer Kapuze, ihres Zeichens Kaufleute im weiteren Sinne. Sprecher der Bürgerschaft war um 1580 der Chronist Jürgen Hammenstede, der Ältermann der Brauergilde.

Merkwürdig genug hatten die übrigen Gilden und Zünfte in Lüneburg keinerlei Anspruch auf Teilnahme an der Stadtverwaltung, bis sie durch den Rezeß von 1639 als vierter Stand anerkannt wurden und nunmehr ihre Vertreter zur Mitberatung wichtiger städtischer Angelegenheiten abordneten. Es wäre sehr verfehlt, daraus den Schluß zu ziehen, daß Handwerk und Gewerbe im mittelalterlichen Lüneburg geringere Bedeutung gehabt hätten als in Städten mit demokratischer Verfassung. Eher ist das Gegenteil der Fall. Die Betätigung der Berufsgenossenschaften war auf ihrem eigensten Gebiete vielleicht um so wirksamer, je weniger sie durch politische Ränke gestört wurde. Wie Lüneburgs Zunfturkunden in ihrer reichen Mannigfaltigkeit beweisen, war das Zunftwesen daselbst vom 13. bis ins 17. Jahrhundert außerordentlich entwickelt.*)

Als die ersten hatten sich die Krämer, Hoken, Bäcker, Pelzer, Schuster,

*) Vergl. Bodemann, Die älteren Zunfturkunden der Stadt Lüneburg (Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens, Band I), Hannover 1883.

Knochenhauer, Gerber, Schmiede, Kannengießer, Weber und Schröder zu einer Innung zusammengeschlossen; hinzu kamen die Goldschmiede, die Riemenschneider und Beutler, die Tischler, die Maler und die Glaser. Letztere drei Gewerke waren lange Zeit in einer gemeinsamen Innung vereinigt, 1524 trennten sich von den Tischlern oder Kuntormakern die Maler und Glaser, und diese wiederum lösten ihren Bund im Jahre 1595. Nur die Mitglieder einer Innung hatten das Recht, Waren zur Schau auszulegen. Zu Ämtern oder Gilden waren außer den Bauern und Kagelbrüdern die Bader, Gewandschneider, Garbrater, Böttcher, die Schiffer (Böter- und Eichenschiffer, Enterlöper und Haberführer), Barbiere, Seiler, Hutmacher, Zimmerleute, Maurer, Rotgießer, endlich die Stell- und Rademacher zusammengetreten. Mit den gewerblichen Interessen waren die religiösen Bedürfnisse eng verknüpft. Alle diese Genossenschaften hatten bis zur Reformation ihren Schutzheiligen und zu dessen Verehrung einen eigenen Altar, wenn nicht eine besondere Kapelle in einer der Stadtkirchen.

Von den rein geistlichen Brüderschaften war die vornehmste und reichste der Kaland, der regelmäßige Andachtsübungen in der Johanniskirche abhielt, daneben aber eine rege Geselligkeit im nahen Kalandshause pflegte. Der Kaland lässt sich bis ins 13. Jahrhundert zurück verfolgen, seine Auflösung geschah 1532.

Die Stadtobrigkeit, kraft ihres Bestätigungs- und Aufsichtsrechtes jederzeit befugt, in die Wirksamkeit der einzelnen Korporationen einzugreifen, verstand es, eine Harmonie herzustellen zwischen genossenschaftlicher Freiheit und staatlicher Einheit. In wirtschaftlicher Beziehung ließ sich der Rat ebenso sehr die Sorge für die Lebensfähigkeit der Produzenten angelegen sein wie das Wohl der Käufer und Konsumenten. Charakteristisch in letzterer Hinsicht sind die Artikel der Zunfttrollen über die Meisterprüfungen, wovon einige Beispiele hier am Platze sind. Wer (seit 1400) in das Werk der Goldschmiede Aufnahme finden wollte, musste drei Meisterstücke unter Aufsicht anfertigen, 1) einen durchbrochenen goldenen Fingerring mit Drachenköpfen, 2) ein Paar eingelegte („amlegerte“) Dolchringe mit Schwibbögen und Tierchen darin, 3) eine eingelegte Verlobungsspange mit eingegrabener Schrift. Auch vom Maler wurden drei Meisterstücke verlangt (1595): erstlich eine hölzerne Schüssel aus geputztem Golde, zum anderen eine in Ölfarbe auf eine Tafel gemalte „histori“, fünf Quartir hoch und eine Elle breit, zum dritten eine Landschaft von Wasserfarben, anderthalb Ellen breit und eine Elle hoch. Ein angehender Maurermeister wurde von den Bauherren geprüft; er musste mit dem nötigsten Hülfspersonal persönlich einen neuen Giebel aufführen, ein Kellergewölbe ziehen, eine Kammer aufmauern oder etliche Gewölbe schließen (1570). Wer sich als Tischler (snitker) selbstständig machen wollte, hatte im Hause des Ältermannes aus eigenem Holze ebenfalls drei „Stücke Werkes“ herzustellen, nämlich ein viertüriges Schapp mit doppelten Fugen, in der Mitte eine auf beiden Seiten gefaßte Klappe für Schenkgeschirr („schenkeschyve“), ein durchgezogenes Gesims („dorgetagen wyntberch“) mit Distellaub beschnitten und eine mit Füßen versehene Truhe (1498). Was an solchen Arbeiten erhalten ist, zeugt am besten von der hohen technischen Ausbildung der alten Lüneburger Innungsmeister.

Wichtig für die Unabhängigkeit und Sicherheit der Stadt war die Pflicht der Zünfte, für die Verteidigung der Wälle und Mauern und erforderlichenfalls für den Schutz der Straßen einzutreten.

Das Bild, das wir uns von der Einwohnerschaft der vorreformatorischen Städte zu machen haben, gewinnt seine eigenartige Färbung durch das starke Kontingent der Geistlichkeit, deren Vertreter nicht zu den Bürgern gehörten. Ihre Zahl war auch in Lüneburg recht erheblich. An den Kirchen und Kapellen neben dem Hauptgeistlichen die große Schar der Vikare und Benefiziaten, dazu an Ordensgeistlichen die Benediktiner von Sankt Michaelis, die Barfüßer des Liebfrauenklosters und die Prämonstratenser vom Kloster Heiligental. Die Bedeutung der Ritterfamilien, die gleichfalls außerhalb der Bürgerschaft standen, trat nach der Zerstörung des Kalkbergschlosses stark zurück; lebhafte Beziehungen des Landadels zur Stadt ergaben sich erst nach Umwandlung des Michaelisklosters in eine Ritterakademie (1655). —

Denkmäler.

Nichts ist geeignet, die einzelnen Epochen in der Entwicklung Lüneburgs besser zu illustrieren als die im nachfolgenden versuchte Geschichte der hervorragendsten Baudenkmäler der Stadt.

Der ersten großen Blütezeit, dem 14. Jahrhundert, entstammt das Gotteshaus von St. Johannis mit seinem weit über die Heide hinwegschagenden Turm. Die Kirche schließt den größten Platz der Stadt, den Sand, im Osten ab und ist bis auf den heutigen Tag der beredteste Ausdruck für den Bürgerstolz und die Kraft der Generation, die in der Straßenschlacht von 1371 für die Freiheit der Vaterstadt ihr Blut vergoß. Hinter St. Johannis, als der Hauptpfarrkirche, war die Bedeutung der ältesten Pfarrkirche St. Cyriak am Fuße des Kalkberges schon vor Ausbruch des Erbfolgekrieges so sehr zurückgetreten, daß ihre Preisgabe nach der Zerstörung der Herzogsburg offenbar kein sonderliches Opfer darstellte. Längst hatte sich das Schwergewicht Lüneburgs nach der Ilmenau verschoben. In der Nähe des Neumarktes wurde in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts die Nicolaikirche erbaut, auch sie nach einem höchst imposanten Bauplan, der freilich niemals auch nur annähernd zur Ausführung gelangt ist. Die Vorwehen des Prälatenkrieges mußten sich für das Fortschreiten des Baues um so hemmender fühlbar machen, als in eben jener Zeit auch das Michaeliskloster samt der zugehörigen Kirche unter opferwilliger Mitwirkung der Bürgerschaft von Grund aus neu erstand. Von der Eigenart Lüneburgs als der Salzstadt und der beherrschenden Stellung des Salzwerkes in ihrem Wirtschaftsleben zeugte die Lambertikirche, die zur Saline in den engsten Beziehungen stand und deren Turm im 15. Jahrhundert in gleicher Höhe wie der von St. Johannis emporragte.

Sehen wir von den Kapellen ab, so sind andere städtische Gotteshäuser fernerhin nicht entstanden. Das erklärt sich zum Teil durch die ungewöhnliche Ausdehnung der Johanniskirche, zum Teil gewiß auch dadurch, daß der Prälatenkrieg eben gegen die Geistlichkeit bis hinauf zum Papst durchgeföhrt werden mußte. Als der Sieg endlich errungen war, säumte man nicht, dem Bürgermeister Springintgud zu St. Johannis ein ehrenreiches Begräbnis zu sichern und über seiner Ruhestatt eine prunkvolle Kapelle zu errichten, aber der Monumentalbau,

der diese Periode städtischen Aufschwungs recht eigentlich zum Ausdruck bringt, ist nicht eine Kirche, sondern ein Profanbau, das Rathaus der Stadt. In der Ratslaube mit dem kleinen Archivgewölbe und der Alten Kanzlei, in der Körkammer, dem Fürstensaal, im Kämmereigiebel und auch im Büchsen- oder Glockenhouse sind uns die Denkmäler der Zeit von etwa 1460—1500 überliefert, und welche Pergamenturkunde wüßte uns so anschaulich den Geist und das hohe künstlerische Vermögen des damals blühenden Geschlechtes vor Augen zu führen!

Die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts hat den Renaissancemittelbau des Rathauses mit der Großen Ratsstube Gerd Suttmeiers und Meister Alberts von Soest nebst den allegorischen Gemälden Daniel Frese's geschaffen, und wie haben Auftraggeber und Künstler es verstanden, auch in diesem einzigen Raume ihrem Wohlvermögen, ihrem vollendeten technischen Können, ihrem feinen Kunstgeschmack ein bleibendes Denkmal zu setzen!

Die letzte bauliche Leistung der Stadt vor dem großen Kriege war die Wiederherstellung der gotischen Rathausfassade mit ihren „fünf Türmen“, d. h. einem mittleren Glockenturm und je zwei seitlichen Fialen, wie alte Lüneburger Stadtansichten sie uns vorführen. Nach hundert Jahren bedurfte die Fassade einer abermaligen Erneuerung, die nach Vollendung des benachbarten, von Georg Wilhelm für die Herzogin Eleonore d'Olbreuse erbauten Schlosses in Angriff genommen und in den Formen, wie sie imganzen bis heute erhalten sind, im Jahre 1720 fertiggestellt wurde. Gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts ist das Kaufhaus entstanden, da es sich als notwendig erwies, für den zunehmenden Durchgangsverkehr weitere Lagerräume zu schaffen, als das alte Kaufhaus sie bieten konnte; für die Zeit bis zur Vollendung des Baues sollte das einstöckige Außenkaufhaus südlich der Warburg dienen. Zu anderen Neubauten fehlte den beiden Jahrhunderten des Niederganges das Bedürfnis, mangelten noch mehr die Mittel. Nicht einmal daß man die von den Vätern ererbten Bauwerke vor dem Verderben schützen konnte. Im Jahre 1801 wurde die Kirche des Prämonstratenserklosters Heiligenfeld auf Abbruch verkauft, 1818 die zum ehemaligen Franziskanerkloster gehörige Marienkirche niedergelegt; im Jahre 1839 verschleuderte man die wertvolle Rüstkammer als altes Eisen, 1860 verkaufte der Magistrat die Lambertikirche ebenfalls auf Abbruch, und das nämliche Schicksal drohte fast unabwendbar auch der Nicolaikirche. Der letzte beklagenswerte Schritt auf dieser Bahn war die Veräußerung des bis dahin durch alle Fährnisse glücklich geretteten Ratssilberschatzes, dem keine andere Stadt des deutschen Vaterlandes Gleichwertiges an die Seite zu setzen hatte. Nach einem einhelligen Ratsbeschlusse vom 5. November 1476 sollte keines der zur Ehre der Stadt dem Rate geschenkten Kleinodien von Silberwerk jemals wieder veräußert, verschenkt oder weggegeben werden, vielmehr sollten alle Stücke zu ewigen Zeiten auf dem Rathause bleiben, es wäre denn, daß der Rat und die Stadt durch die äußerste Not gezwungen würde, sie anzugreifen. Zweifellos würde dieser Beschuß auch nach vier Jahrhunderten noch respektiert sein, wenn man ihn maßgebenden Orts gekannt hätte. Bedauerlicherweise war mit den Bauwerken der Stadt auch das Stadtarchiv in Verwahrlosung geraten und

niemand war da, der als Hüter der archivalischen Schätze jenen Ratsbeschuß seiner Vergessenheit entziehen und ihn für die Erhaltung auch des Silberschatzes hätte geltend machen können. Der im Jahre 1850 durch das Verdienst W. F. Volgers gegründete Altertumsverein hatte nach kurzer lobenswerter Wirksamkeit sein Arbeitsfeld brach liegen lassen, als sein Gründer die lange bewahrte geistige Spannkraft unter der Last des Alters allmählich doch einbüßte, und der Museumsverein für das Fürstentum Lüneburg konstituierte sich erst am 4. Februar 1878, vier Jahre nachdem die Ratskleinodien in das Berliner Museum für Kunst und Gewerbe überführt waren.

Kein so vollständiges Bild des Auf- und Absteigens der Stadtgeschichte gewähren Lüneburgs Privatbauten. Nur wenige Bürgerhäuser mit rein gotischer Fassade sind erhalten, und eines der ältesten unter ihnen, Am Sande 53, ist streng genommen als städtisches Gebäude zu bezeichnen, da es ursprünglich als einer der drei von Ratswegen verpachteten Hamburger Bierkeller diente. Die ansehnlichsten Privatbauten Lüneburgs entstammen dem zweiten und dritten Viertel des 16. Jahrhunderts, und das ist ebenso bezeichnend wie die Tatsache, daß auch in der Folgezeit, bis in den dreißigjährigen Krieg hinein, und wiederum in der Zeit von etwa 1740 bis 1800 noch manches ansehnliche Bürgerhaus entstanden ist. Wir ersehen daraus die Bestätigung dafür, daß der Wohlstand Lüneburgs seine höchste Blüte im 16. Jahrhundert erreichte, seitdem beträchtlich abnahm, aber nach einem Aufschwung im 18. Jahrhundert erst unter dem Druck der Fremdherrschaft ganz dahinschwand.

Seit Gründung des Museumsvereins ist auch in der an Kunstaltertümern immer noch reichen Heidestadt für die Denkmalpflege viel geschehen. Davon zeugt das im Jahre 1891 eröffnete Museumsgebäude mit den reichen Sammlungen des Museumsvereins, dem im Januar 1904 unter dem Vorsitz des Oberbürgermeisters ein zweiter Verein an die Seite getreten ist, mit der besonderen Aufgabe, die Baudenkmäler der Stadt zu schützen. Nach Wiederbesetzung der seit dem Tode des verdienten Lüneburger Geschichtsforschers Johann Heinrich Büttner (1746) nicht mehr fachmännisch versehenen Stelle eines Stadtarchivars ist 1899 auf dem Boden des ältesten Gebäudes der Rathausgruppe, unter Schonung des ältesten Mauerwerkes der Stadt, ein neues Archivgebäude errichtet. Es birgt neben etwa 20 000 Originalurkunden und einem beträchtlichen Bestand an Akten, Stadtbüchern und kostbaren Handschriften, u. a. die Münzstempel der Stadt, die Siegelstempel der Innungen und, was hier zumeist interessiert, eine bemerkenswerte Fülle von Zeichnungen und Plänen zu baulichen und anderen Kunstwerken aus Lüneburgs Vergangenheit. Manch neuen zuverlässigen Anhaltspunkt hat das Archiv zu den nachfolgenden geschichtlichen Einführungen gegeben, aber zu reich fließt der Born, als daß wir erwarten dürften, ihn ganz erschöpft zu haben. Jedes Jahr der fortschreitenden Ordnungsarbeiten wird ergänzenden Aufschluß bringen — das sei vorweg gesagt, ehe wir das zusammenfassen, was die Forschung zurzeit mitteilen kann.

